

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

men hatte, auch in Zukunft sich meiner annehmen möge. Endlich schloß der Schlaf meine Augen und mein neuer Beschützer kam, mich aus einem hoffnungsvollen Traum aufzuwecken.

Nach dem Frühstück bot sich mir der Schullehrer als Begleiter nach D... an, wo er, wie er sagte, ohnehin einige Geschäfte zu besorgen habe. So schwer mir's fiel, dieses gastliche Haus so bald wieder zu verlassen, so angenehm war mir's in solcher Gesellschaft nach D... zurückzulehren; beim Abschiede mußte ich der Familie versprechen, sie von Zeit zu Zeit zu besuchen. Unter lehrreichen Gesprächen gelangten wir an diese Stelle, im Schatten dieses Baumes blieb mein Begleiter stehen und fragte mich: „Würdest du wohl, wenn ich mich deiner annehmen wollte, gerne bei mir und den Meinigen sein?“ Mit Freudenthränen in den Augen konnte ich kaum das Ja aussprechen. Nun waren meine Wünsche erfüllt, die Zukunft schien mir freundlich zu lächeln. An diesem Orte begann die günstige Wendung meines Geschicks. „Nun wohl, sagte der nicht minder gerührte Schullehrer, ich will deinethalben mit dem Bürger sprechen, der dich in letzter Zeit bei sich aufgenommen hat.“

— Obgleich wir nun eilig voranschritten, so schien mir unser Gang immer noch zu langsam; endlich gelangten wir in D... an. Der Bürger, dem der Schullehrer von früher her schon bekannt war, machte nur wenig Schwierigkeiten, mich den Händen des tüchtigen und unterrichteten Mannes zu überlassen, nur machte er es zur Hauptbedingung, daß ich in den Grundsätzen eines Republikaners müsse erzogen werden, damit ich einst der Republik nützlich werden möge. Leicht wurde mir der Abschied von D... und freudig bezog ich meine neue Heimath, wo ich herzlich aufgenommen, mit den Kindern des Schullehrers unterrichtet und in den Nebenstunden zur Feldarbeit angehalten wurde.

Zwei Jahre waren auf diese Art im friedlichen Schulhause verfloßen; aber der Revolutionssturm, der ein aufgeregtes Volk gegen Könige und Fürsten empört hatte, tobte gewaltig. Das Vaterland rief seine Söhne unter die Fahne, um die fremden Feinde zu bekämpfen. Als Freiwillige zogen des Schullehrers Sohn und ich, vom Segen des Vaters und den Thränen der Mutter und Schwester begleitet auf den Marktplatz, wo die Dorfjugend schon versammelt war. In das Heer des Generals Cüstine eingereiht, kamen wir nach Mainz und von da nach Frankfurt; als dieser Feldherr sich zurückziehen mußte, gehörten wir Beide zur Besatzung von Mainz; in treuer Freundschaft verbunden, suchten wir

uns gegenseitig die Leiden und Beschwerden der Belagerung zu erleichtern, und nachdem diese Festung capitulirt hatte, erhielten wir Befehl, ganz Frankreich zu durchziehen, um in der Bende an der Unterdrückung des Bürgerkrieges Theil zu nehmen. Dort hatte ich Gelegenheit, meinem Freunde und Bruder das Leben zu retten, und von diesem Augenblicke an war unser Freundschaftsband womöglich noch fester. Aus E... liefen uns nur selten Nachrichten ein; auch wir hatten wenig Gelegenheit, unsere Briefe an den redlichen Vater abgehen zu lassen. Gegen das Ende dieses verderblichen Bürgerkrieges wurden wir beide bei einem nächtlichen Ueberfalle verwundet: mehr um die Rettung des Freundes als um die eigene war jeder von uns besorgt. Aber auch in dieser Gefahr kam Rettung von oben, wir wurden glücklich wieder hergestellt und erhielten, als zum fernern Kriegsdienste untauglich, einen ehrenvollen Abschied als Geleitsbrief in unsere Heimath.

An einem schönen Herbstabend war's, als wir nach einer Abwesenheit von neun Jahren endlich das Ziel unserer langen Reise erblickten. Von ferne tönte die Abendglocke, deren Schall wir so lange Zeit nicht gehört hatten; o welche süße Gefühle erregte er in unserer Brust! An der Stelle hier angelangt, blieben wir unwillkürlich stehen, und ohne zu sprechen, verstanden sich doch unsere Herzen. Das Gefühl der Dankbarkeit wurde allzumächtig in mir, und das beredte Stillschweigen brechend, rief ich aus: „Hier hat dein Vater mich aufgenommen! Hier hat mein Herz ihn gefunden! Auf! laß uns zu ihm eilen! er ahnet unsere Nähe nicht!“ Wir beschleunigten unsere Schritte, und bald lagen wir in den Armen des guten Vaters, der liebenden Mutter und der zärtlichen Schwester. Auch über sie war des Krieges Noth und Drangsal ergangen, aber jetzt war Alles vergessen im frohen Augenblicke des Wiedersehens.

„Dort, fuhr nach einer kleinen Pause der gute Alte fort, der sich von seiner Nahrung erholt hatte, dort erhebt sich der Vollmond; es wird kühl, die Abendluft könnte uns beiden nachtheilig werden; ich habe Ihnen nur noch Weniges zu erzählen; im Nachhausegehen kann es eben so gut geschehen als hier.“ Wir wandelten langsam zurück, und unterwegs erfuhr ich, daß mein Begleiter bald nachher der Schwiegersohn seines Pflegevaters, und nach dessen Tode sein Nachfolger im Schulamte wurde. Sein Schwager hatte sich in einem andern Theile des Elsaßes häuslich niedergelassen, allein ihre Freundschaft blieb die nämliche.

Von seinen eigenen Geschwistern hatte er lange Zeit, so sehr er sich auch bemühte, etwas von ihnen zu erfahren, keine Nachricht erhalten können, bis endlich des Herrn Hand ihm den ältesten Bruder zuführte, und zwar als österreichischer Offizier, der nach dem Badeorte N... gekommen war, um den Brunnen zu gebrauchen. Beide Brüder standen sich während der Kriegsjahre einigemal ganz nahe gegenüber, allein der Herr hatte sie beschützt, um ihnen hienieden noch des Wiedersehens Freudenstunden zu gewähren. Von seinem andern Bruder und seiner Schwester erfuhr er nie etwas.

Seine Erzählung schloß, als wir gerade beim Schulhause angelangt waren. Mit herzlichem Dank für seine Mittheilung und warmem Händedruck schied ich von dem mir liebgewordenen Mann, und sagte ich ihm Lebewohl, um am folgenden Morgen meine Reise fortzusetzen; aber

er bat mich, ihm zu erlauben, mich begleiten zu dürfen, was ich ihm gern bewilligte. Er kam frühe mich abzuholen; unser Weg führte uns beim Kirchhofe vorbei. Lächelnd wies er auf eine mit Nellen bedeckte Stelle in einer Ecke des Raumes, wehmüthig deutete er sodann auf eine Trauerweide, die einen versunkenen Grabhügel beschattete. „Dort, in jener Ecke, sprach er, sind die Spuren der friedlichen Revolution zu E... und hier ist das Grab, wo die sterbliche Hülle des Gründers meines Glückes ruhet; in der Ewigkeit werde ich ihm noch danken.“

Er ließ sich's nicht nehmen, mich bis zum alten Baume zu begleiten, in dessen Schatten wir gestern gegessen hatten. — Diese Stelle ist ihm heilig; da ruhet er von seiner Arbeit aus, da betet er voll Zuversicht, der Herr möge ihn in seiner Barmherzigkeit aufnehmen.

Naturgeschichte.

Abenteuer mit einem Serval, welches in Indiens Dschungeln statt hatte.

Ich war an einem prachtvollen Sommertage, wie ihn nur der indische Himmel kennt, von Calcutta mit einer großen Gesellschaft englischer Offiziere auf die Tigerjagd gegangen, dessen Gegenwart in den Dschungeln, welche die Stadt umgeben, uns am Vorabend angezeigt worden war. Allein statt auf einen Tiger zu stoßen, fanden wir ein ganzes Nest, das die Jagdpartie zu einem wahren Gemekel machte. Die Gewandtheit der Offiziere, welche solche Jagden schon häufig mitgemacht, legte uns fünf der prächtigsten Thiere, deren Felle wohl manchen Salon in London schmücken, zu Füßen. Um die Stadt früher zu erreichen als meine Gefährten, schlug ich einen andern Weg ein und ritt auf einem Fußpfad mitten durch die Dschungeln. Es war ein einsamer aber herrlicher Ritt, als es nach und nach kühl wurde. Die Nacht brach ein, ehe ich ein Haus oder ein Gehöft erreicht. In diesen heißen Erdstrichen kennt man die Dämmerung nicht, folglich ist die Nacht da, so wie die Sonne verschwindet. Aus Furcht mich in dieser dichten Vegetation zu verirren, entschloß ich mich den

Tag am Orte selbst, wo ich war, zu erwarten. Ich stieg vom Pferde, band es an einen Baum und suchte in der Nähe ein Nachtlager. Ich gestehe, daß mir nicht ganz geheuer war, wenn ich an die Tiger dachte, die wir heute erlegt hatten, und von denen wohl einige gereizte Verwandtschaft in der Nähe herumstreifen konnte, um die Erlegten zu rächen. Ich zog deßhalb meine Pfeife heraus, um durch das Nicotin des Tabaks diese finstern Gedanken zu verschrecken, wie mir dies schon öfter gelungen war. Dann legte ich mich in das hohe, weiche Gras und sah träumerisch zum Himmel empor. Ueber mir wölbte die tropische Vegetation ein prachtvolles Laubdach. Da gewahrte ich plötzlich zwischen den Ästen des Mangobaumes, unter dem ich lag, ein Nest von seltsamer, nie gesehener Form. Neugierig stand ich auf und kletterte auf den Baum. Ich fand ein großes Nest, das keinem Vogel gehören konnte, so viel wußte ich aus der Naturgeschichte der Vögel. Aber wem sonst? Einem Raubthiere allem Anscheine nach. Es war verlassen. Mir war es, als wenn eine Fügung des Himmels mir dieses Lager für die Nacht anwies; auf diese Weise war ich wenigstens vor Tigern und andern vierfüßigen Ungethümen sicher. Ich breitete meinen Mantel über das Nest und legte

mich zur Ruhe. Ich mochte schon einige Zeit in süßem Schlafe gelegen haben, als ich plötzlich vom Wiehern meines Pferdes geweckt wurde. Das deutete auf nahe Gefahr. Es galt, auf der Hut zu sein. Eine prachtvolle Nacht ließ mich deutlich erkennen, was um mich her vorging. Ich erhob mich, um mich nach allen Seiten umzusehen. Anfangs gewahrte ich nichts. Plötzlich aber sah ich durch das Dickicht der Bäume ein lakenartiges Thier in raschen Sätzen von Aste zu Aste springen. Es war ein Serval, jene furchtbare Raqe, welche auf den Bäumen Indiens lebt und wegen ihrer Unzähmbarkeit bekannt ist. Ein englischer Offizier, der ein solches Thier erlegt, hatte mir erzählt, daß sie sich vor Menschen fürchten, und ihn nur dann angreifen, wenn man ihr Nest berührt. Saß ich vielleicht mitten in einem solchen? Wir standen die Haare zu Berge, als ich das schwarzgefleckte Thier, den langen Schwanz hoch erhoben und die Aeste damit peitschend mir gegenüber sah. Ich ergriff mein Gewehr und legte auf es an: der Schuß streifte nur sein Fell. In diesem Augenblicke machte das Thier einen gewaltigen Satz und stand zwei Schritte vor mir; es sah mich zähnegrinsend und wuthentbrannt an. Noch ein Satz und es hatte mich mit seinen Krallen gepackt.

Ich hatte beinahe meine Besinnung vor Schreck verloren; instinktmäßig raffte ich mich auf und stemmte mich mit einem Arme gegen den Stamm, während ich mit dem andern das Thier zurückhielt. Dadurch entstand ein Ringen, das bald so heftig wurde, daß die Aeste trachteten. Der Serval ließ mich einen Augenblick los; ich sprang auf, aber im selben Momente stürzte das Thier wieder auf mich zu, und mit einem Ruck lagen wir beide auf der Erde. Das Nest war durchgebrochen. Das hohe Gras, in das wir fielen, hatte uns vor Arm- und Beinbruch geschützt, obgleich ich meinem Feinde das letzte wenigstens herzlich gewünscht, denn meine Lage war jetzt eine mehr als verzweifelte, obschon ich mich auf festem Boden besser bewegen konnte. Das Thier stand mir wieder zu einem seiner furchtbaren Sätze gegenüber. Ich hatte jedoch so viel Fassung gewonnen, um den Dolch aus meinem Gürtel zu ziehen und erwartete den Sprung des Serval mit etwas mehr Muth, da ich wenigstens bewaffnet war. Er sprang auch wirklich wieder auf mich zu; ich versetzte ihm einen Stoß, hatte jedoch die Stirne getroffen, die so hart war, daß der Stahl absprang. Nun glaubte ich mich verloren und befahl Gott meine Seele. Während durch den Stoß, grinste mich das Thier auf eine



Weise an, daß mir das Blut in den Adern stockte. Es war als ob es auf eine Rache säuße, die furchtbar genug wäre, um mich nach Gebühr zu strafen. Diesen Augenblick benützte ich, um nach allen Seiten zu sehen, ob nirgends eine Rettung sei. Ich lag unter dem Thiere, aber ich konnte meinen Kopf bewegen, und o Freude, zu meiner Rechten lag ein Pistol, das ich abgeschmalzt, ehe ich auf den Baum gestiegen, und in's Gras gelegt hatte. Mit furchtbarer Anstrengung rang ich einen Arm los, das Thier fiel zurück. Das Pistol ergreifen und auf die Füße springen war eins. Der Serval ließ mir jedoch keine Zeit, den Hahn zu spannen. Er machte abermal einen Satz, ich holte aber aus, und versetzte ihm einen Schlag, der leider abermals den Kopf traf. Die Kage fiel zurück. Ich erhaschte den Augenblick, schwang mich auf mein Pferd, das mit gestäubter Mähne in einem Gebüsch stand, und sprengte einige Hundert Schritte weit davon. Ich war gerettet! Doch sieh die Inconsequenz der Menschen! Einen Augenblick früher hätte ich viel darum gegeben, weit vom Serval zu sein, und jetzt war mir's leid. Wie konnte ich aber auch wirklich meinen Freunden mein Abenteuer erzählen? Die vielfachen Tagenrisse

meiner Haut bewiesen wohl den Kampf; da ich ihnen aber den Leichnam des Thieres nicht zeigen konnte, war es wahrscheinlich, daß ich einen längern Kampf vermieden und daß der Serval Sieger geblieben war. Ich hielt plötzlich mein Pferd an und gewährte beim Mondschine, daß mein Feind mit einer letzten Anstrengung auf einen Baum gesprungen und mir auf dem Laubdach nachsetzte, um mir mit einem letzten Sprung den Garaus zu machen. Rasch ergriff ich mein Pistol, spannte den Hahn und schoß. Diesmal war ich glücklicher. Das Thier rollte vor meine Füße. Schmerzlich bedauerte ich, daß ich es nicht lebendig nach Calcutta hatte bringen können, denn es war ein Prachtexemplar. Ich band es über das Pferd und ritt, so rasch ich konnte, der Stadt zu, da an keinen Schlaf mehr zu denken, war. Als ich meinen Freunden die Beute zeigte gratulirten sie mir doppelt, da am Tage vorher zwei Sepoys¹ von einem Serval zerrissen worden waren, ich somit die Aussicht gehabt, als Einzelner von meinem Feinde zweimal zerrissen zu werden. Trotz dieses glücklichen Ausgangs meines Abenteuers habe ich doch auf einsame Ausflüge um Calcutta verzichtet.

Der Fischer.

(Mit einer Abbildung.)

An einem ruhig schönen Abend waren mehrere Personen um die Fischer-Hütte am Ufer der westlichen Küste der Grafschaft Devon versammelt. Die Wohnung war nach der guten alten Zeit gebaut, und die Bequemlichkeit mehr berücksichtigt worden als wie der Schein. Zu beiden Seiten der Thüre hingen Neze, Angeln und Körbe, die auf den Beruf des Eigenthümers hindeuteten, der eben jetzt Abschied von den Seinigen nahm, die ihm Gottes Segen zur Reise wünschten. Ein würdig aussehender Greis lehnte sich auf das Geländer und sprach mit einem Mädchen, dessen Hand auf der Schulter ihrer Schwester ruhte. Der Fischer, mit seiner dichten Jacke bekleidet und mit langen Stiefeln, zur Abfahrt fertig, hob noch einmal einen kleinen Knaben an seine Lippen und warf der Mutter und Gattin, die einen Säugling im Schooß hielt, noch einen freundlichen Blick zu. Ein kleiner Knabe, das Ebenbild des Vaters, stand ihm zur Seite und trug einen großen Mantel auf

der Schulter und eine Laterne in der Hand, die Licht geben sollte, wenn der Mond untergegangen.

„Viel Glück! viel Glück!“ rief der alte Mann; „viel Glück und eine glückliche Wiederkehr, John. Du brauchst nur Gottes Segen, und den hast Du, wenn Du darum bittest; aber Du kannst den meinigen auch nehmen, — Gott segne Dich und gute Reise!“

Der Segen fand Wiederhall im Herzen seines guten Weibes, und so schied er denn und stieg langsam das Ufer hinab, um sich mit seinem Buben in das wartende Boot zu setzen.

Am folgenden Tage war des Fischers Familie mit der frühesten Morgenröthe in Bewegung: das älteste Mädchen ordnete geschäftig die kleine Wohnstube, während die jüngere Schwester das Frühstück bereitete, und die Mutter vor dem prasselnden Feuer die Kleider ihres Gatten und Knaben wärmte. Eine Stunde verging und sie wurde etwas besorgt, daß er über die gewöhnliche Zeit ausblieb. Eine zweite Stunde war

¹ So nennt man die eingebornen indischen Soldaten, welche in englischem Dienste stehen.

verschwunden, als sie zu ihrem Vater sagte: „Vater, geht doch auf den Hügel und versucht, ob Ihr sein Segel auf der Wasserfläche sehen könnt; er bleibt selten so lange, wenn das Wetter schön und das Meer ruhig ist; unser kleiner Knabe war auch nicht ganz wohl gestern Abend, und schon dieses allein sollte ihn veranlassen, nach Hause zu eilen.“

Der alte Vater ging, und seine Enkel folgten ihm bald, bis die Mutter allein zurückblieb, die den sorglosen Säugling in der Wiege schaukelte. Nach Verlauf einer andern Stunde kam die älteste Tochter mit der Nachricht zur Mutter, daß ein Nachbar in der Nacht mit dem Vater gesprochen habe, und daß er gewiß bald zu Hause sein werde.

„Das gebe Gott,“ sagte sie mit tiefbewegter Stimme; „noch nie blieb er so lange, als wie damals in der Nacht, als er die Mannschaft der „Maria“ rettete.“ Dann schürte sie noch einmal das Feuer an, ordnete die Kleider vor demselben, und goß etwas heißes Wasser in die Tassen; aber auch noch immer blieb das Frühstück unangerührt.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel als die Familie sich noch einmal unter ihrem bescheidenen Dache versammelte, aber das Haupt fehlte noch immer. Sie setzte sich zu einem freudenlosen Mahle, denn die Stühle zu beiden Seiten der Mutter blieben unbesezt. Der Greis war der einzige der nichts Schlimmes zu befürchten schien, aber dennoch beschleunigte er sein Frühstück und eilte zur Hütte hinaus.

Der Nachmittag verschwand und die Sonne war bereits dem Untergange nahe, als des Fischers Gattin, nachdem sie den Säugling schlafen gelegt, selbst auf den Hügel krieg, der eine weite Aussicht über den Ocean darbot. Die kleine Familie war bald an demselben Orte versammelt, aber nirgend war ein Boot zu sehen, nirgend ein Zeichen der Hoffnung, nur der Anblick der Wellen, die zu friedlich zu sein schienen, um gefährlich zu sein.

Ihre tiefgefühlte Angst blieb nun nicht länger mehr verheimlicht, und während der greise Vater auf- und abging, ernstes Blickes nach dem einsamen Meere sehend, weinte Mutter und Tochter laut schluchzend.

„Ohne Furcht kann der sein, der sein Vertrauen auf Gott setzt,“ rief der Vater aus. Diese Worte, obwohl unwillkürlich geäußert, verfehlten ihre Wirkung nicht.

„Ihr habt recht,“ sagte die Mutter, „er vertraute immer auf Gott, und Gott wird ihn jetzt gewiß nicht verlassen.“

„Erinnerst Du Dich, Marie, fuhr der alte Mann fort, wie oft mir die Vorsehung geholfen, im Sturme und in der Noth, wann menschliche Hilfe ferne war und auch nutzlos gewesen wäre, wenn nahe?“ Und so suchten sie sich gegenseitig aufzuheitern und zu trösten, gänzlich ergeben in den Willen des Himmels. Zu gleicher Zeit beschwor der Greis innerlich den Himmel, über seinen abwesenden Sohn zu wachen.

Der Fischer, der Gegenstand ihrer Hoffnung und ihrer Furcht, war während der Nacht glücklich gewesen, und als er mit Tagesanbruch heimwärts kehren wollte, da erinnerte er sich seines Versprechens, etwas See gras mit nach Hause zu bringen. Er war eben da nahe bei Felsen, die nur bei niedrigem Wasser zu sehen sind, und wo dieses Gras wächst; er ruderte hin, sprang auf die Klippen, befestigte das Seil seines Bootes, ließ es unter der Obacht seines Sohnes und nahm seinen Boothacken mit sich. Er sammelte viel Gras, aber in dem eifrigen Bemühen es zu finden, hatte er sich von dem Landungsplatze entfernt, als er seinen Knaben laut rufen hörte, daß das Boot nicht mehr befestigt sei. Er sprang augenblicklich hin, aber es war schon mehrere Meeter vom Ufer entfernt; der Knabe bemühte sich umsonst die Ruder zu gebrauchen, und Neptun, sein treuer Hund, sprang heulend von einem Ende des Bootes zum andern, als ob er die Gefahr seines Herrn erkenne.

Der Fischer erkannte das Schreckliche seiner Lage; er wußte, daß die Fluth schnell steigen würde, und seine Hoffnung auf Rettung war verschwunden, als er bemerkte, daß sein Knabe ein Ruder über Bord hatte fallen lassen. „Vater, Vater!“ rief der arme Kleine, „was soll ich thun?“ Aber das Schiffchen war in diesem Augenblicke schon so weit fortgetrieben, daß der bestärzte Vater kaum die Worte hören konnte: er stand ergeben in das Loos, das seiner wartete, und betrachtete mit bestimmerten Blicken das einzige Rettungsmittel, welches sich immer mehr und mehr von dem Felsen entfernte. Er hatte ein kurzes Gebet an den Allbarmherzigen gerichtet, als plötzlich in seiner Seele ein Licht aufging. „Guter Gott!“ rief er aus, „es ist noch Rettung da!“ Und dann, mit der Kraft der Hoffnung, die mit der Verzweiflung kämpft, sammelte er alle Steine, die um ihn her lagen, und häufte sie auf die höchste Spitze des Felsens auf; es war wunderbar, wie er in so kurzer Zeit so viele Felsenstücke zusammengethürmt hatte, aber der Allmächtige gab seinem Arme Kraft, denn er arbeitete nicht allein für sein Leben, sondern für Wesen, die ihm noch theurer waren. Die

Fluth kam und immer höher stiegen die Wellen und nöthigten ihn bald, seine Arbeit einzustellen. Er stieg dann auf den Steinhaufen, steckte seinen Boothaken in eine Spalte des Felsens und bereitete sich vor, für sein Leben zu kämpfen. Die Wellen waren nicht heftig und der Boothaken gab ihm eine hinreichende Stütze.

Der schreckliche Augenblick kam immer näher; die Fluthen erreichten schon seine Kniee, und als er bedachte, daß sie bald seinen Kopf übersteigen würden, versiel er in eine augenblickliche Verzagttheit, die aber sein Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit sogleich wieder beseitigte. Höher und höher stiegen die Wellen, langsam und stille, aber schrecklicher, als wenn sie wild um ihre Beute getost; bald erreichten sie seine Lenden, und er betete, daß sie nicht höher steigen möchten; einen Augenblick später deckten sie schon seine Schultern, und alsbald umspielten sie seinen Mund; jeden Augenblick währte er es sei der letzte. Das Geschrei der Seevögel schien ihm der Freudeneruf über ihre gewisse Beute. Flüchtig dachte er an die Seinigen, an sein Weib, an seine Kinder, an seinen Vater. — Da betete er für sie um des Himmels besten Segen; dann wurden seine Sinne verwirrt, sein Athemzug schwach, seine Glieder steif; er zitterte am ganzen Körper und sein Gebet ward nur leises Gemurmel. In seiner gesteigerten Angst sah er schreckliche Bilder ihn umgaulen; bei jedem Wellenschlag schien es ihm, als ob ihn unsichtbare Hände in die Tiefe zögen. Nachdem der Erhaltungs-Instinkt die Oberhand gewonnen hatte, vermochte der Fischer diese schrecklichen Visionen zu verschrecken und seiner Sinne wieder mächtig zu sein.

Allmächtige Barmherzigkeit! in demselben Augenblicke, als die Kraft und der Geist eines Mannes ihn verlassen und des Todes Schauer ihn ergriffen hatten, fühlte er, daß die Fluth nicht mehr steige. Ein tiefer Seufzer hob seine Brust und er sprach: „Ich danke Dir, o mein Gott, daß Du Dich über meine Frau und Kinder erbarmet hast, indem Du ihnen den Gatten und Vater erhalten. Ich werde also meine Familie wieder sehen!“ Die Wellen sanken allmählig wie sie vor einer halben Stunde gestiegen waren. Schon konnte der Fischer seine steifen Glieder ausstrecken und durch wiederholte Bewegung erwärmen. Immer tiefer sanken die Fluthen und bald erhob sich der Felsen wie früher über die Fläche des Meeres, und er kniete nieder, verbarg sein Gesicht in seine Hände und dankte seinem Schöpfer, seinem Erhalter.

In diesem Augenblicke ertönte das wohlbe-

kannte Bellen seines treuen Hundes über die Wellen zu ihm, und wenige Augenblicke darauf stand derselbe zu seinen Füßen und leckte ihm die blassen Wangen. Er war gerettet, denn sein eigener Kahn berührte die Klippe und sein Knabe lag in seinen Armen. Er war an's Ufer getrieben worden und hatte schnell Männer gefunden, die aus allen Kräften ruderten, um einem Kameraden zu Hilfe zu kommen.

Nach seinen ersten Freudenergüssen rief er: „Nun heimwärts!“ Ja, heimwärts, erwiderte der Knabe, und Neptun sprang und bellte laut bei dem willkommenen Rufe.

Des Fischers Familie lag noch immer betend auf dem Hügel, der weit über die Wellen hinaus sah, als plötzlich der Großvater ausrief: „Wir sind erhört! ich sehe einen Kahn auf den Wellen.“

„Wo? wo?“ riefen sie alle, und er zeigte ihnen den nur einem scharfen Blicke bemerkbaren Punkt, der das Boot sein sollte; aber Niemand konnte etwas unterscheiden; in wenigen Augenblicken jedoch sahen alle ein Segel über der Meeresfläche, aber es war noch unmöglich seine Richtung zu bestimmen.

Nur kurz war die Angst der Ungewißheit; ein Boot nahte sich augenscheinlich dem Ufer, und sie konnten einen Mann in demselben unterscheiden, der mit dem Hute winkte, und bald darauf trug der leichte Wind ihnen das Bellen Neptuns zu. Die Familie eilte an den Strand, und das laute Jauchzen des Fischers wurde beantwortet durch das „Willkommen“ seines Vaters und durch das beinahe unhörbare „gelobt sei Gott“ seines Weibes.

Und nun war Alles wieder Freude und Glück in der Hütte, wo so viel Kummer und Angst noch vor Kurzem gewesen war. Der Fischer, sein Knabe und der Hund waren in Sicherheit und die Gefahren des Meeres überstanden; aber er wollte die Fragen nicht beantworten, die man in Betreff seines langen Ausbleibens an ihn richtete. „Warte, liebes Weib, sagte er, bis wir uns umgelleidet und erquickt haben; dann sollst Du Alles erfahren, aber ehe wir das Eine oder das Andere thun, laß uns Gott für seine Gnade danken, denn Er hat mich aus großer Noth gerettet!“

Nie kann wohl ein aufrichtigeres Dankgebet gegen den Geber alles Guten ausgesprochen worden sein, als das, welches von den Lippen der armen Fischersfamilie floß. Und als der Fischer seine Leiden erzählte, wie inbrünstig wiederholten nicht Alle die Worte, die ihnen schon am Morgen so viel Trost gegeben: „Ohne Furcht kann der sein, der sein Vertrauen auf Gott setzt.“